

Prof. Dr. Isolde Karle, Semesteranfangsgottesdienst, 5.4.22

Predigt über Jeremia 29,11 – We shall overcome

Liebe Universitätsgemeinde,

(1) wir leben in schwierigen Zeiten. Die Corona-Pandemie will nicht aufhören. In den vergangenen Wochen hatten wir Höchstinzidenzen, jetzt gehen sie zum Glück zurück, wir haben den Höhepunkt wohl hinter uns. Aber immer noch sind wir weit entfernt von Normalität, davon uns wieder völlig unbeschwert begegnen, umarmen und Feste feiern zu können.

Im Rektorat haben wir in den letzten Wochen etliche Fakultäten besucht. Viele Studierende erzählten dabei eindrücklich davon, wie sehr sie immer noch unter Corona leiden. Dass dieser Winter eigentlich noch schlimmer war als der letzte, weil es einfach nicht aufhört. Dass sie das gesundheitlich und psychisch beeinträchtigt. Dass die Identitätsentwicklung stagniert, weil man anderen so selten direkt begegnet. Erst am Anderen lesen wir ab, wer wir sind, wie wir wahrgenommen werden, was wir können. Viele wissen nicht mehr, wo sie stehen. Es fehlt das niedrigschwellige, selbstverständliche Gespräch von face to face. Und es fehlt die Berührung. Deshalb ist es so wichtig, dass wir in diesem Semester in die Präsenz zurückkehren, auch wenn noch nicht alles gut ist.

Und dann macht uns seit einigen Wochen noch eine zweite sehr schwerwiegende Krise zu schaffen: Es gibt Krieg in Europa. Am 24. Februar begannen russische Truppen die Ukraine anzugreifen und dies mit dem Ziel, das Land und seine Menschen zu unterjochen, alle Freiheiten zu unterbinden und sie zum Teil eines russischen Großreiches zu machen. Kaum einer von uns konnte sich vorstellen, dass das tatsächlich geschieht – Krieg in Europa. Vielleicht erging es Ihnen wie mir: Ich konnte in der ersten Woche kaum schlafen, so sehr beschäftigte mich dieser ungeheuerliche Aggressionskrieg.

Und nun dauert der Krieg schon viele Wochen. Die Ukraine schlägt sich zwar tapfer, doch es wird viel Blut vergossen. Eine Geburtsklinik wurde angegriffen, Familien werden getötet und ein ganzes Land verwüstet. Mariupol und Charkiw sind weitgehend zerstört. Hunderte Kinder sind dem Krieg schon zum Opfer gefallen, Millionen flüchten vor Terror und Tod. Es gibt furchtbare Kriegsverbrechen. In diesen Tagen sehen wir entsetzliche Bilder von einem Massaker an Zivilisten in Butscha.

Diese Kriegsgräuel ziehen uns runter. Viele fühlen sich deprimiert und niedergeschlagen. Es ist schwer auszuhalten. Manchen haben Angst, dass dieser Krieg noch zu einem Weltkrieg werden könnte. Ratlos stehen wir vor der Frage, wie dieser Krieg beendet werden könnte. Dass Putin mit seinen Angriffen aufhört und zu echten Friedensverhandlungen bereit ist, mag niemand so recht glauben. Wer kann diesem Krieg Einhalt gebieten? Was können wir tun? Ich will dieser Frage nicht politisch sondern religiös nachgehen.

(2) In Jeremia 29,11 heißt es: „**Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.**“

Gott sieht das Leid, Gott sieht den Krieg, Gott sieht aber auch Wege in die Zukunft. Gott hat gute Gedanken für uns, Gedanken des Friedens und der Hoffnung – das gilt auch für die geschundene Ukraine. Dieser visionäre Mut zur Zukunft ist in den biblischen Überlieferungen sowohl im Alten als auch im Neuen Testament tief verankert. Und dabei sind die biblischen Überlieferungen voll von tiefen Krisen. Nicht aufzugeben angesichts von empfundener Ausweglosigkeit, nicht mutlos zu werden, sich nicht der Depression zu überlassen, sondern Gott zu vertrauen, am Reich Gottes mitzuarbeiten, auch wenn dem viel entgegen steht – das ist die Botschaft der Bibel. „Selig sind die Frieden stiften, denn sie werden Töchter und Söhne Gottes genannt werden“ sagt Jesus in der Bergpredigt (Mt 5,9) Die Töchter und Söhne Gottes finden sich nicht ab mit Krieg und Zerstörung, sondern suchen Wege des Friedens und der Hoffnung.

Doch wie kommen wir zu einer solchen Haltung, wenn wir verzagt und mutlos sind? Im unmittelbaren Umfeld unseres Predigttextes ist vom Beten die Rede. Beten und Singen sind religiös betrachtet vorzügliche Weisen, um der Niedergeschlagenheit zu begegnen. Sie sind Formen des Widerstands, sie helfen uns, nicht zu verzweifeln oder apathisch in uns selbst zu versinken, sondern geben uns neue Hoffnung und die Kraft, die Zukunft zu gestalten. Zwei Beispiele möchte ich nennen.

„We shall overcome some day“. Dieser populäre Gospel war nie nur Ausdruck eines frommen und naiven Wunschtraums, sondern ein Protestlied gegen Leid und Unterdrückung. Das Lied spielte eine zentrale Rolle in der afro-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den USA der 1950er und 60er Jahre. Es war ein Schlüsselsong der Bürgerrechtsbewegung, die damit gegen Unrecht und Rassismus kämpfte. Martin Luther King predigte sehr eindrücklich über We shall overcome – „eines Tages werden wir überwinden“, eines Tages werden Weiße nicht mehr über Schwarze herrschen – we shall overcome some day. Das Lied wurde auf Protestmärschen gesungen wie zum Beispiel beim Marsch von Selma nach Montgomery in Alabama 1965. Das gemeinsame Singen verringerte die Angst der an dem Marsch Beteiligten vor den Sheriffs, die sie angriffen und gewalttätig wurden. Das Singen schweißte die Community zusammen und machte ihr Mut, wenn es zu

Verhaftungen kam. Das Lied drückte wie kaum ein anderes die Hoffnung auf einen Sieg gegen Rassismus und für Gerechtigkeit aus – nicht heute, aber „one day“.

Besonders bekannt wurde das Lied durch Joan Baez, die den Song 1963 vor über 200 000 Menschen beim March on Washington vor dem Lincoln Memorial sang. Es war der Höhepunkt der Bürgerrechtsbewegung, bei der Martin Luther King, von diesem Lied inspiriert, seine berühmte Rede „I have a dream“ hielt. We shall overcome wurde schließlich auch zu einem zentralen Lied für die Friedensbewegung der 1980er Jahre und für die Kirchentage hier in Deutschland. Es gab keine Straßenbahn, die auf einem Kirchentag in den 70er und 80er Jahren nicht erfüllt war vom Klang dieses Liedes. Das war ergreifend – ich habe das damals als junge Frau erlebt und als sehr kraftvoll und hoffnungsstiftend empfunden. We shall overcome some day. Das Lied fand schließlich sogar den Weg in das württembergische Gesangbuch. Wir werden es nachher zusammen singen.

Mein zweites Beispiel. Am 5. März ging ich mit meinem Mann in Stuttgart zu einer Demonstration der besonderen Art. Auf den Stufen vor dem Opernhaus gab es ein Mitmach-Konzert als Zeichen gegen Krieg und Gewalt. Die ukrainische Dirigentin Viktoriia Vitrenko leitete den großen Chor, der aus den Stuttgarter Philharmonikern, dem Chor der Staatsoper, dem SWR Symphonieorchester und dem Stuttgarter Kammerorchester bestand. Dieser Chor sang mit vielen tausend Bürger*innen, die sich vor der Oper versammelt hatten, zusammen Friedenslieder.

Besonders eindrücklich war der Kanon und das Gebet „Dona nobis pacem“. Der riesige Spontanchor, der sich vor der Oper gebildet hatte, sang sofort dreistimmig und mit vielen Wiederholungen und großer Innigkeit. Das Singen in der großen Gruppe hatte eine große Eindringlichkeit. Mich hat das sehr berührt. Es war zu spüren, wie groß das Bedürfnis der Menschen war, ihrer Sehnsucht nach Frieden Ausdruck zu geben. Das gemeinsame Singen und Beten von „Dona nobis pacem“ befreite von Ohnmacht und Lähmung und half den Menschen, sich als Gemeinschaft der Hoffnung zu erleben. Die Menschen klatschten danach sehr lange – vermutlich weniger für den Chor, sondern einfach, weil sie das Singen als so befreiend und Mut machend erlebten.

(3) Mein letzter Gedanke: Singen und Beten macht Mut und aktiviert Gestaltungskräfte. Doch ist es überhaupt opportun, optimistisch-hoffend in die Zukunft zu blicken? Ist das nicht eine Art Weltflucht, eine Schönrednerei? Haben die Pessimisten am Ende nicht doch Recht? Dietrich Bonhoeffer fand eindrückliche Worte für den Optimismus. Und er musste es wissen: Nicht in Sicherheit, sondern in höchster Bedrängnis entwickelte er als Widerstandskämpfer im Nazideutschland aus dem Gefängnis heraus seine optimistischen Gedanken. Bonhoeffer schrieb:

„Optimismus ist in seinem Wesen keine Ansicht über die gegenwärtige Situation, sondern er ist eine Lebenskraft, eine Kraft der Hoffnung, wo andere resignieren, eine Kraft, den Kopf hochzuhalten, wenn alles fehlzuschlagen scheint, eine Kraft, Rückschläge zu ertragen, eine Kraft, die die Zukunft niemals dem Gegner läßt, sondern sie für sich in Anspruch nimmt.

Es gibt gewiß auch einen dummen, feigen Optimismus, der verpönt werden muß. Aber den Optimismus als Willen zur Zukunft soll niemand verächtlich machen, auch wenn er hundertmal irrt. Er ist die Gesundheit des Lebens, die der Kranke nicht anstecken soll. Es gibt Menschen, die es für unernst, Christen, die es für unfrohm halten, auf eine bessere irdische Zukunft zu hoffen und sich auf sie vorzubereiten. Sie glauben an das Chaos, die Unordnung, die Katastrophe als den Sinn des gegenwärtigen Geschehens und entziehen sich in Resignation oder frommer Weltflucht der Verantwortung für das Weiterleben für den neuen Aufbau, für die kommenden Geschlechter.

Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gern die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen, vorher aber nicht.“

Soweit Dietrich Bonhoeffer. Optimismus ist eine Kraft der Hoffnung, wo andere resignieren, er ist die Kraft, Rückschläge einzustecken und trotzdem weiter zu machen, eine Kraft, die die Zukunft niemals dem Gegner läßt, sondern sie für sich in Anspruch nimmt.

Diese Art Optimismus ist zutiefst christlich. Er übernimmt Verantwortung für die Welt, er hilft ganz konkret ukrainischen Geflüchteten und unterstützt Mitmenschen, die unter Angst und Niedergeschlagenheit leiden. Christ*innen engagieren sich mutig- und kraftvoll – betend und singend – für eine bessere Zukunft, weil sie auf einen Gott vertrauen, der Zukunft und Hoffnung gibt:

„Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe Zukunft und Hoffnung.“ Amen.